

Archäologie

Bei der Erforschung der schwäbischen Burg Hohengengingen öffnet sich ein Fenster zu Ereignissen, die das Schicksal Europas mitbestimmen

VON WOLFGANG BAUER

Ein riesiger Turm mit trapezförmigem Grundriss und ein halbrunder Schalenturm – sah so die Burg einst aus?



Die Serie

Vor etwas über einem Jahr haben sich Wissenschaftler der Universität Tübingen sowie freie Archäologen, Historiker und Laien (wie auch der Autor der ZEIT) zu einem Förderverein zusammengetan. In dieser Serie berichten wir in loser Folge über das Vorhaben dieser Initiative, die Burg zu erforschen. Die erste Folge erschien im vergangenen Dezember (ZEIT Nr. 54/23).



Die Gemäuer der Burg Hohengengingen sind oft kaum zu erkennen: Was sind Reste von Mauern und was nur verwitterte Felsen?

Illustration: Kim-Melina Bertram für DIE ZEIT. Foto: Thomas Bernhardt, ZEIT-Grafik

Noch vor Kurzem hat man den Grundschulern der benachbarten Dörfer die Legenden erzählt. Die Geschichte vom schwarzen Pudel, der oben auf der Anhöhe in einem Burgverlies über einen Goldschatz wache. Vom Leid eines dort unschuldig Gehängten. Von der bitteren Armut der letzten Adelligen auf der Burg – die Frau habe die Dörfler um Brot anbetteln müssen. Vom Heulen der Ahnen, das nachts noch über dem Berg aufsteige. Doch die jungen Lehrerinnen und Lehrer, die in den letzten Jahren den alten nachgefolgt sind, sie kennen die Legenden kaum mehr. So verschwinden sie allmählich aus dem Gedächtnis der Gegend – wie auch die Burg über dem Dorf längst in Vergessenheit geraten war.

Nur wenige Mauerzüge haben die Zeit überdauert, tief im Wald verborgen, auf dem Gipfel des Bergs. Er überragt die ganze Gegend, die Hochebene der Schwäbischen Alb, 50 Kilometer südlich von Stuttgart, eine Landschaft in Baden-Württemberg, die im Mittelalter als Kinderstube deutscher Herrscherhäuser galt.

Es gibt 25.000 Burgen im deutschsprachigen Raum, aber nur wenige Ruinen sind so unberührt wie diese. Eine Forschungsgruppe hat sich ihrer angenommen. Mithilfe dieser Mauerreste wollen sie in der Zeit zurückreisen, in eine Periode der Geschichte, in der sich das moderne Europa geformt hat und über die aus Schriftquellen nur wenig überliefert ist. Die vergessene Gestalt auf dem Berg ist, da sie nie überbaut wurde, für die Forscher eine Zeitkapsel. Das Leben von Jahrhunderten: konserviert auf engstem Raum.

Zu viert steigen die Archäologen in den letzten Winterwochen auf den Berg. Es ist der März vor einem Jahr. Sie tragen Alukisten hinauf auf den obersten Felsgrat in 861 Meter Höhe über dem Meeresspiegel. Der Schnee ist abgeschmolzen, noch sprießt kein Grün. Der Boden des Bergwaldes ist so nackt wie zu keiner anderen Jahreszeit.

Zwei freie Archäologen gehören zu der Gruppe, Sören Frommer und der US-Amerikaner Shane Čavlović, sowie zwei Studenten. Die vier transportieren Vermessungsgeräte hinauf, ein Tachymeter, Messstangen, Holzpflocke, Spraydosen und einen handelsüblichen Laubbläser. Ihr Ziel: zu erforschen, was genau von der Burg an der Oberfläche erhalten ist. Denn selbst das ist unklar. Hohengengingen ist kein Schloss Neuschwanstein. Ihre Geheimnisse sind schwerer zu lesen. Das meiste ist im Boden verborgen. Merkwürdige Steinstrukturen bedecken ein weites Areal, und oft stellt sich die Frage: Was sind die letzten Reste einer Mauer, was ist bloß eigentümlich verwitterter Fels?

Bis zu dieser Woche im März ist völlig unklar, wann Menschen angingen, den Berg, der alles überragt, zu bebauen. Welchem Zweck die Burg genau diente, wie sie unterging, sogar: wo sie baulich beginnt und wo sie endet.

Die Vermessung ist eine Gratwanderung, im wahren Sinne. Oft ist der Bergrücken, auf dem die Burg errichtet wurde, nur wenige Meter breit. Frommer und Čavlović beginnen im Süden. Sie haben eine Woche Zeit. Die Gemeinde Sonnenbühl, der die Ruine gehört, hat etwas Geld gegeben, auch die örtliche Kreissparkasse. Mit Holzpflocken und grüner Sprayfarbe unterteilen sie den Grund in Untersuchungsareale. Aber bald schon merken sie, dass ihnen eine Woche nicht reichen wird. Zu komplex ist die vergessene Burg.

Zum ersten Mal nimmt sie Gestalt an. Eine leichte Erhöhung auf dem Grat, eine scheinbar natürliche Wölbung entpuppt sich als Bauwerk: ein kleiner Turm, 4,80 Meter breit. Als die Studenten mit dem Laubbläser die Steine frei blasen, bekommt der Hügel eine rechteckige Kontur.

DAS GEHEIMNIS DES TURMS

Frommer kratzt mit einer Kelle an Moos und Humus, gemörteltes Gemäuer aus Kalksteinen wird sichtbar. Altes, welches Laub hatte es verborgen.

Neben dem Turm führt ein ebener Streifen am Steilhang entlang. Genau dort entdeckt Frommer unter dem Moos den Ansatz einer weiteren Mauer. »Ich glaube, hier war eines der Burgtore«, sagt er freudestrahlend. Offenbar hatte der kleine Turm die Aufgabe, das Tor, das mehr eine schmale Pforte war, zu schützen.

Ein »Schalenturm«, sagt Frommer. Eine ausgeklügelte Erfindung mittelalterlicher Verteidigungskunst. Schalentürme hatten die Aufgabe, den ersten Ansturm abzuwehren. Angreifer wurden mit Pfeilen und Armbrustbolzen beschossen. Gelang es den Feinden aber, den Turm zu erobern, konnten sie sich nicht in ihm verschanzen. Denn zur Innenseite der Burg ist er offen. Der Schalenturm bot daher erst den Verteidigern Schutz – und wurde dann den Angreifern zur Falle. Wenigstens fünf Meter war er vermutlich einst hoch, von Zinnen gekrönt, mit einer Holzleiter im Inneren.

Einen Tag lang untersuchen Frommer und Čavlović den Turmansatz. Sie vermessen ihn und dokumentieren ihn fotografisch. Sie bilden Zentimeter für Zentimeter ab, jedes Bild das andere um ein Drittel überschneidend. Hinterher wird Frommer daraus ein 3-D-Modell erstellen. Der Turm auf dem Berg bekommt einen Zwilling im Computer. Man kann ihn drehen und wenden, wie man will, so hochauflösend, dass sich fast in jede Fuge hineinsehen lässt.

Hinter diesem Vorturm steigt der Berg um weitere vier, fünf Meter an. Die meisten Wanderer hielten die Höhe bisher für den Gipfel. Er wird sich im Laufe des zweiten Tages als Hauptturm erweisen, noch überwachsen von Büschen und Bäumen. Auch hier zunächst keine Spur von Mauerresten. Auch hier leisten Laubbläser und Kelle ganze Arbeit. Frommer und Čavlović stoßen unter der Erde auf Mauerreste, sogar ziemlich dicke Mauern. Zur Südseite sind sie 2,60 Meter mächtig.

Die Messungen ergeben, dass der Hauptturm der Burg eine eigenartige Form hatte. Trapezförmig – 14,25 Meter breit auf der einen Flanke, 16,50 Meter auf der anderen. Die Reste des Bauwerks sind übersät mit feinkörnigem, weiß zerbröseltem Mörtel. Und immer wieder finden die Forscher früheres verbranntes Baumaterial, das mit dem Mörtel eingemauert wurde: orange verfärbte Steine und Ziegel, die Spuren eines Feuers.

Am Ende des zweiten Tages steht fest, dass ein Brand Teile der Burg zerstört hat. Noch am Vortag nahmen die Forscher an, dass die Besitzer der Anlage in einem Wohnturm gelebt hatten. So begannen die meisten Adelligen damals mit dem Burgenbau, als sie im Hochmittelalter aus den Dörfern auf die Berge zogen. Alles sehr simpel. Ein Turm mit Ringmauer drum herum. Doch die gemessenen Mauerstärken irritieren Frommer. Die Mächtigkeit deute eher auf einen Bergfried hin, einen zwischen 20 und 30 Meter hohen Turm, der vor allem zu Verteidigungszwecken diene.

Auf der Verlängerung des Bergrückens Richtung Norden schließt an den Hauptturm eine weite, in das Gebirge geschlagene Terrasse an. Dort verortet Frommer die Wohnstätte der Adelsfamilie. Einen »Palas«, wie der Oberbegriff für Saalbauten auf Burgen lautet. Ein zwei- bis dreistöckiges Gebäude mit vermutlich großer Versamm-

lungshalle, in dem sich angenehmer wohnen ließ als im beengten Turm. Große Mengen an Dachziegeln sind dafür ein weiteres Indiz.

Die meisten Scherben, die bisher in diesem Bereich der Burg gefunden wurden, Bruchstücke von Töpfen, Bechern und Kannen, entsprechen den Vorlieben des späten 13., frühen 14. Jahrhunderts. Hauchdünne, graue Keramik. Ihre Oberfläche ist gleichmäßig gestrichen. Diese Gefäße wurden schon mit einer Töpferscheibe geschaffen.

Wurde der Turm schlicht Opfer eines Unglücks, etwa einer umgefallenen Kerze? Möglicherweise aber sind wir gerade auf die ersten Spuren eines Krieges gestoßen. In den Jahren 1310 bis 1313 standen die Burgen des deutschen Südwestens im Zentrum eines Konflikts, der Mitteleuropa erschütterte. Sein Ausgang trug dazu bei, dass Deutschland bis ins 19. Jahrhundert ein Vielfürstenstaat blieb.

Zwei Könige waren in kurzer Folge abgesetzt beziehungsweise ermordet worden. Die Kurfürsten, die sie wählten, konnten sich in dieser Epoche immer wieder jahrelang auf keinen Kandidaten einigen, oder sie kürten schwache Aspiranten, die nur wenige eigene Territorien besaßen, damit sie selbst, die Kurfürsten, unbehelligt blieben.

Die Wirtschaft boomte damals. Die Bevölkerung in Deutschland hatte sich in drei Jahrhunderten verdreifacht. Das lag am Klima, das auf der Nordhalbkugel wärmer geworden war. Es ermöglichte mehr Getreideanbau – was früher Weide oder Wald gewesen war, wurde Acker. Neue Techniken führten zu neuem Wohlstand. Neue Mühlräder trieben Holzsägen an, Walkmaschinen für die Stoffproduktion, Blaswerke für die Eisengewinnung. Werkzeuge wurden dadurch günstiger. Bauern begannen massenhaft, Pflüge aus Eisen zu verwenden, Spitzhacken aus Eisen, Eisenbeschläge für die Hufe, was die Ernten im 13. Jahrhundert noch reicher machte.

Grafen und Herzöge wurden vermöglicher. Und immer weniger duldeten sie einen starken König über sich. 1308 wählten sie nochmals einen vermeintlich Schwachen, Heinrich VII., der außer der Krone und dem kleinen Luxemburg nichts sein Eigen nennen konnte. Doch dieses Mal hatten sich die Kurfürsten verkalkuliert. Heinrich VII. fachte Intrigen gegen den böhmischen König an (auch ein Heinrich, der Herzog von Kärnten). Der wurde bald von der Elite Böhmens abgesetzt, musste fliehen, während König Heinrich VII. durch Heirat das wohlhabende Land unter seine Kontrolle brachte. Böhmen: die Supermacht unter den deutschen Fürstentümern. Doch der abgesetzte Machthaber, der Herzog von Kärnten, gab nicht auf. Dessen wichtigster Verbündeter wurde Eberhard, Graf von Württemberg. Gegen beide entsandte König Heinrich nun starke Armeen.

Die verbrannten Steine im Mauerschutt unserer Burg könnten darauf hindeuten, dass dieses Kräftemessen bis zu diesem Berg auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb getragen wurde. Auch im Schalenturm, der das Burgtor schützen sollte, finden sich verbrannte Steine – aber nur innen, nicht außen, als sei er ausgebrannt. Bisher war man davon ausgegangen, dass die Herren von Gengen, niederer Landadel, die Burg nutzten.

Woher aber hatten sie das Geld, nach der Katastrophe die Anlage wieder aufzubauen und zu erweitern? Frommer und Čavlović stehen auf den Resten des Turms und fragen sich: Was ist passiert?

Die Streitmacht des Königs marschierte im Herbst 1310 auf Stuttgart zu, sie zerstörte die heiligsten Stätten des Grafen, die Burg Württemberg, die alte Grablege Beutelsbach. Bei seinem Feldzug setzte der König auf die schwäbischen Reichsstädte. Auch sie hatten vom Wirtschaftsboom der vergangenen Jahrzehnte profitiert.

Die Könige hatten gelernt, die neuen sozialen Aufsteiger zu Verbündeten zu machen: zu weitgehend autonomen Reichsstädten, die nur ihnen Abgaben zahlen mussten. Gegen die Truppen dieser Städte musste der württembergische Graf Stuttgart verloren geben. Stuttgart unterwarf sich in einer Kapitulationserklärung der Reichsstadt Esslingen. Im weiten Umland verlor der Graf fast alle Burgen, deren Herren ihm die Treue gehalten hatten.

Die Kriegsmacht der Reichsstädte zog von Burg zur Burg und äscherte diese ein. Nie kam es zur offenen Schlacht. Schließlich zog sich Graf Eberhard auf die Schwäbische Alb zurück, in die Nähe von Urach, wenige Kilometer von unserer Burg entfernt. Bevor die Armee der Reichsstädter auch dort die letzten Burgen stürmen konnte, wurde die Burg Württemberg als Land aufgehört hätte zu existieren, starb Heinrich VII. im August 1313 auf einem Feldzug in Italien.

Damit endete der Krieg, der Tod und Verderben über den Südwesten gebracht hatte. Weil sich die Kurfürsten wieder acht Jahre lang auf keinen Kandidaten als König einigen konnten, gelang es dem Grafen, durch Zugeständnisse und Ankäufe sein Land wiederherzustellen. Am Ende war sein Württemberg sogar größer als zuvor, ganz so wie unsere Burg.

Nur eine zufällige Parallele? Phönix aus der Asche? Der Krieg von 1311 ist einer der am wenigsten erforschten in der deutschen Geschichte. Kein einziges Buch wurde über ihn geschrieben. Nur eine zeitgenössische Chronik berichtet über ihn. Sowie ein Minnesängergedicht – und vielleicht die verbrannten Mauern der Burg Hohengengingen.

Als die kleine Gruppe von Archäologen und Helfern sich nach einer Woche daranmacht, wieder vom Berg hinabzusteigen, entdeckt beim Einpacken der Student Karl Linden, fünftes Semester Mittelalterarchäologie, in der frischen Erdkrume eines Maulwurfhügels ein hellblau schimmerndes Etwas. Er hält es zunächst für ein Stück Plastik, doch ist es ein hauchdünnes Stück Glas, aus der sich eine Art Warze ausstülpt.

Was er zunächst wegwerfen wollte, wird von den Experten des Landesdenkmalamts in Tübingen prompt konserviert. Die kleine Glasscherbe eröffnet plötzlich die Möglichkeit, noch weiter in die Vergangenheit dieser vergessenen Burg zu blicken. Fortsetzung folgt.